Neuanfang und Leben in Hessen

Auf Holzvergasern nach Sprendlingen

In Wiesau konnten wir den Zug verlassen und kamen in die Entlausung. Dann aber ging es weiter, und eine Odyssee begann. An allen Orten hieß es „alles voll“, auch in Aschaffenburg. Von dort fuhr unser Zug weiter nach Sandbach im Odenwald. Dort konnten wir endlich aussteigen.

Wir blieben nur wenige Tage im Lager, wurden wenig später auf Holzvergaser – also Lastwagen – vor allem auf Dörfer verteilt. Uns verfrachtete man nach Sprendlingen, wo wir am 28. Oktober 1946 ankamen. Tröstlich war, daß der ganze Waggon mit Kösteldorfern, der von Neustatt kaum zehn Tage zuvor auf die Reise gegangen war, zusammen bis nach Sprendlingen kam, auch im Autotransport. So waren wir zwar jetzt in der Fremde, aber es gab wenigstens einige vertraute Menschen über die engere Familie hinaus. Das half am Anfang sehr. Wir, die engere Familie, waren damals außer mir meine Mutter Maria, mein Bruder Helmut und Großmutter Anna. Ohne unsern Vater Josef natürlich; denn der war ja noch in Kriegsgefangenschaft.

Zwei Zimmer bei Familie Wilhelm Lorey

Am 28. Oktober kamen wir also in Sprendlingen an. Im Saalbau in der Goethestraße war das Lager für uns Vertriebene eingerichtet worden. Von dort wurden wir in einzelne Häuser eingewiesen, wo uns wiederum einzelne Räume zugeteilt wurden. Wir bekamen zwei kleine Zimmer im Haus der Familie Wilhelm Lorey in der Westendstraße 15. Auf die mußte die Familie nun verzichten. Aus dem Zimmer im Erdgeschoß mußte die Oma weichen, aus dem im Obergeschoß die Tochter des Hauses. Daß wir in dem Haus nicht freudig begrüßt wurden, war dadurch natürlich vorprogrammiert. Dennoch hatten wir ein erträgliches Auskommen.

In der Vertreibung waren wir zwar jetzt in der Fremde und auf engstem Raum zusammengepfercht, aber wir waren nicht mehr rechtlos gestellt. Wir konnten uns – von den Einschränkungen unserer Armut abgesehen – wenigstens frei bewegen. Diese Freiheit nutzte ich gleich, um unseren Vater zu besuchen. Von Sprendlingen aus lagen nicht mehr bewachte Grenzen zwischen ihm und uns, sondern nur noch unsere Geldnot – für die Eisenbahnfahrkarte – und der Schlagbaum, der ihn daran hinderte, aus dem Kriegsgefangenenlager der Amerikaner in Dachau herauszuspatzieren.

Eine Fahrkarte leistete ich mir und fuhr noch Ende Dezember 1946 – also zwischen den Jahren – in manch fensterlosen Zügen von Sprendlingen nach Dachau. Dort war Vater zur Ableistung von Zwangsarbeit untergebracht. Ich fuhr über Nürnberg und München und von dort nach Dachau. Ich hätte ihn fast nicht erkannt, so stark hatte sich Vaters Aussehen durch das Kriegsende und die Zeit im Arbeitslager verändert. In den zwei Stunden, die mir von den Amerikanern gestattet wurden, hatten wir uns viel zu erzählen.

Bei Vater in Dachau

Er berichtete, wie er im April 1945 von Amerikanern bei Murnau gefangen genommen und nach Dachau gebracht worden sei. Sobald es möglich gewesen sei, habe er uns nach Kösteldorf geschrieben, aber nie eine Antwort erhalten. Erst da wurde mir klar, daß seine Briefe bis auf den einen nicht angekommen waren. Ich versuchte natürlich, alles von uns zu erzählen. Dazu hätte ich nicht zwei Stunden, sondern Tage gebraucht. Zum Gedenkeraustausch konnten wir aber auch die zwei Stunden nur ansatzweise nutzen; denn unser Sätze unterbrachen immer wieder Schluchzen und Weinen. Und wir bestätigten uns wiederholt, wie glücklich wir seien, daß wir noch lebten.

Wie froh wäre ich gewesen, hätte ich Vater mitnehmen können. Darauf bestand überhaupt keine Aussicht. Wir mußten für die zwei Stunden dankbar sein. So mußte ich allein nach Sprendlingen zurückfahren.

Bahnreisen 1946

Unterwegs machte ich noch Halt in der Nähe von Ansbach, wohin es Onkel Rudolf mit seiner Familie verschlagen hatte. Er hatte dort schon wieder eine Anstellung als Forstgehilfe und wurde später Förster in einem Forsthaus. Nach seiner Pensionierung lebte er noch bis in die siebziger Jahre bei seinem Sohn in der Nähe von Abtsgemünd am Kocher.

Mir erscheint erwähnenswert, daß meine Reise von heute aus gesehen noch in anderer Weise bemerkenswert war. Züge waren – wenn sie fuhren – die einzigen Verkehrsmittel über größere Entfernungen. Jeder Passagier versuchte irgendwie mitzukommen, obwohl die Züge überhaupt nicht einladend waren.

Mitten im Winter hatten sie dennoch keine Scheiben, meistens aber Türen. Es zog fürchterlich. Natürlich funktionierte keine Heizung. Das hätte nicht nur der offenen Fenster wegen nicht viel genutzt; denn oft gelangten die Reisenden nicht bis ins Wageninnere, sondern mußten auf Trittbrettern hängend oder auf dem Dach hockend beziehungsweise liegend mitfahren. Ich erinnere mich, daß ich damals bei der Rückfahrt von Ansbach nur einen Platz auf den Puffern eines Waggons ergattern konnte, erst im Würzburg gelangte ich durch die Tür in den Waggon. Dort windete es noch stark genug. Wind war dabei nicht das Schlimmste.

Man wurde oft rußgeschwärzt wie ein Heizer, weil der Ruß durch die scheibenlosen Abteile wehte. Besonders unangenehm war das auf dem Anstieg über den Spessart. Dann mußte hinten noch eine Lok schieben. Von einer Seite kam dann bestimmt der Ruß. Die Sache mit dem Ruß war deshalb in den Nachkriegsjahren von besonderer Problematik, weil es sich vielfach um minderwertige Kohle handelte.

Als ich von der Reise nach Sprendlingen in unsere Teilfamilie zurückkehrte, hatte ich viele Gründe, froh zu sein. Außerdem hatte ich viel zu erzählen. Wir waren zwar immer noch getrennt, aber wir konnten uns Briefe schreiben. Und die Gewißheit wuchs, daß für Vater

Aussicht auf Entlassung bestand. Sie wurde erst im März 1948 Wirklichkeit. Er wurde zu uns in die Westendstraße entlassen.

Wir bauen ein Haus: Eigentlich vermessen, dieser Satz, wenn man bedenkt, in welcher Notlage wir damals waren. Wir hatten buchstäblich nichts, womit wir das Haus hätten bauen sollen. Eigentlich noch weniger als nichts; denn das wenige, was wir hatten, reichte nicht einmal, die tägliche Not erträglich zu machen. Und dennoch faßten wir den Entschluß und setzten alles daran, wieder etwas Eigenes zu schaffen, ein Haus zu bauen, in dem wir wohnen konnten.

Vater fand gleich Arbeit bei einem Steinmetz. Dafür hatte er unter anderem einen Gesellenbrief. Er konnte fast alles, war Bauer, Imker und Maurer, eine ganz wichtige Kunst, die man beherrschen sollte, wenn man ein Haus bauen will. Eines Tages, bald nach seiner Ankunft, kam er mittags nach Hause und sagte, er kenne jemand, der ein Stück Acker verkaufen wolle. Der lag an der Trift außerhalb an einem Weg zum Wald zwischen einer Geflügelfarm und einer Schweinemästerei. 500 Mark sollten 1500 Quadratmeter kosten. Dafür nahmen wir das komplette Kopfgeld her, das wir zu sechst bei der Währungsreform im Juni bekamen. Sechs mal 50 DM waren 300. 200 DM machten wir Schulden. Das war enorm viel damals; denn die junge DM war rar und begehrt. Bis Weihnachten 1948 hatte der Bauer uns die 200 Mark gestundet. Wir brachten sie ihm schon im November.

Inzwischen hatten wir uns mit Mühe auf dem Ackerland die Baugenehmigung verschafft. Noch im Herbst 1948 hatten wir begonnen auszuschachten. Am 1. Mai 1949 war die Kellerdecke drauf, und am 1. Juni zogen wir in der Westendstraße aus und in unseren Keller ein. Die 15 Mark Monatsmiete bei Loreys meinten wir auf diese Weise auch noch sparen und ins Haus stecken zu können. Monatlich immer wieder sparen. Dieser Gedanke war verführerisch.

Nur wenige Tage später kam ein Wolkenbruch und ertränkte unsere Kellernotwohnung. In unserer Bedrängnis errichteten wir jetzt erst einen vier mal zehn Meter großen Schuppen auf dem Niveau der Ackeroberfläche, in den wir dann notdürftig einzogen. Noch Mitte Dezember 1949 sind wir dann im Erdgeschoß unseres Hauses eingezogen. Allerdings waren die Wände noch nicht verputzt und wir hatten keinen Fußboden.

Ausbildung und beruflicher Fortgang

Wenn ich aus dem Abstand von Jahrzehnten auf unseren Hausbau zurückblicke, erscheint er mir heute als eine sehr erstaunliche Sache und das, obwohl ich dabei war und gesehen habe, wie alles vor sich ging. Es ist damals aber noch viel mehr geschehen. Wir haben ja nicht nur das Haus gebaut. Es hätte mit Sicherheit nicht gebaut werden können, hätten wir nicht parallel dazu noch viele andere Sachen gemacht. Außer meinem Bruder, der noch in die Schule ging, arbeiteten wir alle und wir steckten jeden Pfennig ins Haus, vor allem für das Material, das wir benötigten.

Ich hätte gern meine Ausbildung zum Förster weitergemacht. Leider ergab sich keine Chance im Forst Dreieich, auch nicht anderswo in Hessen. Um Geld zu verdienen, verdingte ich mich

bei der Post. Ein Herr Koch, seines Zeichens Zweigpostamtsstellenleiter, bat mich, Postzusteller zu machen.

Als meine Bewerbungen beim Forstamt immer wieder abschlägig beschieden wurden, legte ich 1951 eine Prüfung für den mittleren Postdienst ab. Anschließend bildete ich mich in Abendkursen fort. Später leitete ich die Post in Sprendlingen mit fünf Schalterstellen und 1978 bis 1990 den Poststellenbezirk des Postamts Langen.

Familiengründung und Hausbau

Bereits im Januar 1951 lernte ich Martha kennen. Ich erinnere mich noch recht genau an diese Begebenheit. Im Kino in Dreieich spielten sie gerade den „Edelweißkönig“ nach einem Roman von Ludwig Ganghofer mit Rudolf Lenz, Christiane Hörbiger und Attila Hörbiger. Was hätte besser passen können. Da sah ich sie. Martha war eine geborene Stolle und stammte aus Malschen oberhalb von Aussig, war also Sudetendeutsche wie ich. Ich bemühte mich um sie, weil ich bald merkte, daß wir harmonierten. Vielleicht wurde das erleichtert dadurch, daß wir als Heimatvertriebene das gleiche Schicksal und füreinander Verständnis hatten. Jedenfalls war sie die Richtige. Schon am 20. Juni 1953 heirateten wir.

Zunächst zogen wir bei meinen Eltern ein. Damals reiften bald unsere Pläne, ein eigenes Haus zu bauen. Im Goldgrubenweg in Götzenhain gelang es uns, ein Grundstück zu bekommen. Im Frühjahr 1954 begannen die Bauarbeiten, und im Dezember 1955 sind wir in unser neues Haus eingezogen. Jetzt kehrte etwas Ruhe in unser Leben ein. Die schwerste Zeit unseres Vertriebenseins war abgeschlossen.

1957 wurde uns unsere Tochter Gabriele geboren, und unser Sohn Martin kam 1960 zur Welt. Wir lebten damals überhaupt nicht im Überfluß, aber wir hatten gelernt, mit wenig zufrieden zu sein. Und fast alles, was wir anpackten, gelang uns. Dieses Glück machte es leichter, mit dem Verlust der Heimat zu leben. Vergessen habe ich sie nie.

Heimatdienst

Weil das so ist, habe ich mich schon 1953 der Sudetendeutschen Landsmannschaft angeschlossen. Die wurde damals in Sprendlingen von Josef Postupa geführt. 1972 trug mir der Vorstand der hessischen SL-Kreisgruppe Offenbach an, das Amt des Zweiten Kassierers zu übernehmen, 1974 sogar das des Ersten. Ich übernahm es von Rudolf Rindt, auch einem Sprendlinger. Über 33 Jahre habe ich es jetzt schon inne. Im letzten Jahrzehnt sehe ich mich einer Ämterhäufung in Sachen Finanzen ausgeliefert. Im Jahr 2000 wurde ich Zweiter Kassierer beim Kreisvorstand des BdV, und 2005 löste ich Siegfried Pless als Ersten Kassierer ab, so daß ich jetzt beide Ämter in der Teil- und der Dachorganisation innehabe. Natürlich bin ich dadurch belastet und hätte bei den Ämtern gern längst weitergegeben beziehungsweise das jüngst übernommene nicht angenommen. Aber ich sehe natürlich die personelle Not meiner Heimatorganisationen und möchte sie in der Bedrängnis nicht allein lassen.

Ich gehöre zudem dem Egerländer Heimatkreis Ellbogen an, zu dem der Kirchensprengel Dotterwies mit Kösteldorf, Doglasgrün und Schwarzenschbach gehört. Nach der Wende gelang es uns, mit der tschechischen Gemeinde Rájec, unserem alten Kösteldorf, Kontakt aufzunehmen. Wie ich schon erwähnte, ist der Ort erheblich verändert, einmal durch den Abriß vieler Gebäude aus deutscher Zeit und außerdem durch Umbau und Erneuerung der übrig gebliebenen. Im August 2006 fuhren wir, allesamt Mitglieder unseres Kirchensprengels, mit einem Bus von Sulzbach-Rosenberg nach Kösteldorf. Vom Bürgermeister von Rájec waren wir ehemaligen Bewohner zur Eröffnung einer Art Gedenkkapelle eingeladen worden.

Die Tschechen hatten sie mitten im Ort in der Nähe unseres alten Wirtshauses Beim Hoyer auf einem freien Grundstück errichtet. An der Stelle stand zu unserer Zeit ein Haus, das zu denen gehörte, die in der Nachkriegszeit verfallen und abgerissen worden waren. Die jetzigen tschechischen Einwohner hatten darauf also das kleine Gebäude gestellt und daran eine hölzerne etwa 40 mal 50 Zentimeter große Inschrifttafel angebracht, worauf auf Deutsch und Tschechisch zu lesen steht: „Mensch, bleib stehn und gedenke derer, die einmal hier gewohnt haben“.

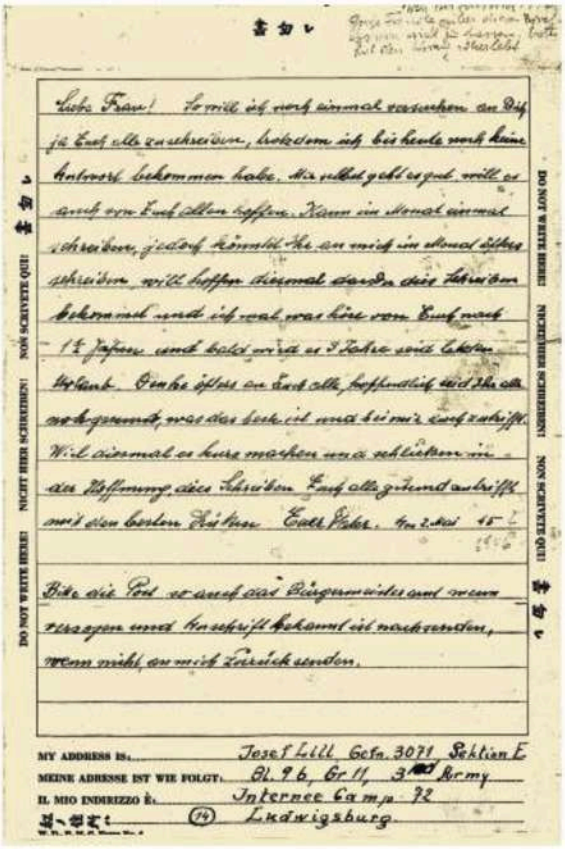
Ich spreche deshalb von einer Art Kapelle, weil mit letzterem meist eine Art kirchlich-religiöse Funktion verbunden ist. Eine Art kirchlicher Segen fehlt hier aber offenbar. In einem Turm von etwa sechs Metern Höhe befindet sich jedoch ein Glöckchen, das die Ortsbewohner läuteten, als wir 2006 nach Kösteldorf kamen. Zur Feier des Tages wurde das Kapellchen eröffnet.

In gewisser Weise übernahm es die Funktion unseres alten Kösteldorfer Glockenturms, von dem aus unsere Glocke seinerzeit den Tagesrhythmus des Dorfes bestimmte. Der stand aber an anderer Stelle und war zu tschechischer Zeit auch verfallen und abgerissen worden, nachdem wir das Dorf verlassen hatten. Der Tscheche, der unser Anwesen Kösteldorf Nr. 6 heute bewohnt, ein gewisser Herr Hlatchek, versteht sich aufs Zimmern und hat die Kapelle mit einigen tschechischen Dorfbewohnern gebaut. Darin wurde uns erlaubt, Bilder unseres alten Kösteldorfs aufzuhängen. Auch ich habe einige dort.

Damals im August 2006 haben sich die jetzigen tschechischen Bewohner meines Heimatortes wirklich bemüht. Sie hatten nicht nur das Kapellchen gebaut, sich den Schrifttext ausgedacht und die Tafel angebracht, sondern sie luden uns anschließend ins Wirtshaus zu Kaffee und Kuchen ein. Reden wurden gehalten, und es wurde gesungen. Wir hatten einen Zitherspieler mitgebracht und die „Neuköstеldorfer“ hatten einen Musiker mit Akkordeon. Die beiden spielten abwechselnd. Ich meine, es fiel kein falsches Wort, und es war eine herzliche Stimmung. Als der Bus am Abend nach Sulzbach-Rosenberg zurückfuhr, wären einige gern noch länger geblieben. Die Tafel ist bis heute unbeschädigt.

Ich bin froh, daß Herr Hlatchek unser Anwesen bewirtschaftet. Wenn jemand handwerklich so geschickt ist, tut das gewöhnlich Haus und Hof gut. Leider spricht er nur Tschechisch. Deshalb brauchen wir immer einen Dolmetscher. Der ist glücklicherweise meistens vor Ort vorhanden. Jan Ullmann, der Sohn des Gastwirts und Metzgers, lebt noch im Ort im Haus der Familie und hat sein Deutsch bewahrt.

Fotoalbum



Liebe Frau! So will ich noch einmal versuchen an Dich ja Euch alle zu schreiben, bekomm ich bis heute noch keine Antwort bekommen habe. Mir selbst geht es gut, will es auch von Euch allen hoffen. Kann im Monat einmal schreiben, jedoch könnte Ihr an mich im Monat öfters schreiben will hoffen einmal werde ich Briefe von Euch bekommen und ich mal was höre von Euch nach 14 Jahren und bald wird es 5 Jahre sein seit Ihr mich habt. Grüße Euch alle, hoffentlich sind Ihr alle noch gesund, was das beste ist was bei mir auch zutrifft. Will einmal es kurz machen und schließen in der Hoffnung dass Schreiben Euch alle gesund antrifft mit den besten Grüßen Euer Vater. Am 2. Mai 45

Bitte die Post so auch das Bürgermeister amt wenn etwas und Antwort bekommt ich nachsenden, wenn nicht an mich zurück senden.

MY ADDRESS IS: Josef Lill Gefa. 3071, Sektion E
MEINE ADRESSE IST WIE FOLGT: Bl. 96, Gr 11, 3rd Army
IL MIO INDIRIZZO È: Internee Camp 72
(14) Ludwigsburg

Der Feldpostbrief meines Vaters von Anfang Mai 1946. Er hat ihn so schön und deutlich geschrieben, daß ich der Deutlichkeit halber die Übertragung in Druckschrift nicht hinzufügen muß. Es gibt aber doch einiges zu erläutern. Zunächst zum Datum. Am Ende des Textes an uns schreibt er „Am 2. Mai 45“. Hier hat Vater geirrt. Wir haben den Brief erst im Juli 1946 erhalten. Vom Mai 1945 kann er auch deshalb nicht sein, weil Vater im Text bemerkt, daß er schon mehrfach geschrieben habe, ohne Antwort von uns zu bekommen. Das hätte am 2. Mai 1945 noch nicht dem Tatsachen entsprochen. Schon sehr früh – wann genau, weiß ich nicht mehr – habe ich deshalb auch an der Stelle mit Bleistift „1946“ eingetragen. In gleicher Weise verfuhr ich oben rechts. Dort vermerkte ich „Große Freude durch diesen Brief. Es war nicht zu fassen. Vater hat den Krieg überlebt.“ Aus dem Brief ist eigentlich nur zu entnehmen, daß er offensichtlich schon mehrere Briefe geschrieben hatte und daß es ihm gut ging. Letzteres ist natürlich nur vor dem Hintergrund zu verstehen, daß er noch unter dem Eindruck stand, daß er überlebt hatte, wo er doch fest davon überzeugt war, daß er umkommen würde. Wie konnte er sonst schreiben, daß es ihm gut gehe. Daß Vater überlebt hatte und daß er uns bewies, daß er noch lebte, war für uns die Nachricht, die alles andere zunächst unwesentlich erscheinen ließ und die uns in Kösteldorf im Juni 1946 bewegte. Tagelang saßen wir damals über dem Brief – und weinten. Deshalb ist der Brief auch so verfleckt. Unsere Tränen, die auf den Brief tropften, lösten die Tinte auf. Die Dachauer Tinte, die Vater benutzte, war eben nicht tränenfest.



Wir schreiben das Jahr 1957 und stehen vor unserem Haus in Sprendlingen in der Trift. Ich bin gerade stolzer Vater geworden. Das Baby, das Großmutter Anna Pecher auf dem Schoß hütet, ist unsere Gabriele. Ich, Erich Lill, stehe direkt hinter ihnen, neben mir meine Frau Martha. Dann folgen nach rechts mein Bruder Helmut, meine Mutter Maria und mein Vater Josef. Großmutter Anna lebt bis 1960. Sie stirbt im Februar und erlebt ihren Enkel Martin, unseren Sohn, nicht mehr. Er kommt im Sommer zur Welt. Auch Vater kann nur eine kurze Zeit nach dem mühevollen Wiederaufbau genießen. Er stirbt 1965. Mutter lebt bis 1975.



Meine Familie bei unserer Goldenen Hochzeit am 20. Juni 2003 in Darmstadt. In der Mitte steht meine Frau Martha (*1926). Ich, Erich Lill, habe meinen rechten Arm über ihre Schulter gelegt. Hinter mir rechts unsere Tochter Gabi (*1957), verheiratete Wagner. Direkt hinter meiner Frau steht Gabis Mann, Richard (*1933). Beider Tochter rechts von ist Elisabeth (*1995). Sie geht inzwischen ins Gymnasium. Neben ihr in der Mitte Johanna (*1997) und ihr Bruder Moritz (*1994). Beide gehen auch ins Gymnasium und sind zu meiner Freude recht musikbegeistert. Moritz spielt Gitarre und Johanna Elektroorgel. Sie trompetet sogar. Darüber freuen sich ihre Eltern, die links neben Martha stehen: Christiane (*1961), unsere Schwiegertochter, und Martin (*1960), unser Sohn. Wir feierten damals im Waldhaus. 50 Jahre vorher hatten wir in Götzenhain „daheim“ geheiratet. Unsere Eltern hatten die Hochzeit Am Hengstbach 3 ausgerichtet. Das Ja-Wort hatten wir uns in der Kirche Sankt Marien gegeben. Schon heute betrachte ich das Bild mit Wehmut. Meine liebe Martha ist im Juni nach langer Krankheit gestorben, unser Schwiegersohn hinter ihr ebenfalls bereits 2005. So schreitet das Leben fort.

Ein Schlußwort

Diesen Bericht habe ich aufgeschrieben, um mich noch einmal selbst zu vergewissern, wie sich das früher Erlebte in der Erinnerung aneinanderreiht. In mehreren nachforschenden Interviews, in denen ich Gerolf Fritsche zur Verfügung stand, habe ich Information so verdichtet, daß ich ihn jetzt bitte, daß er meinen Bericht an Archive und Institute weitergibt. Es wäre schön, wenn er dort von jedem eingesehen und ausgewertet werden könnte, dem daran gelegen ist, zu erfahren, wie es früher wirklich war, vor allem, wie wir von Kösteldorf nach Hessen gekommen sind.

Nicht zuletzt sollen diese Zeilen Information für meine Familie sein. Vielleicht finden Enkel und Urenkel einmal Antworten darin auf Fragen, die sie mir selbst nicht mehr stellen können.